

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 5 (1901-1902)
Heft: 10

Artikel: Die Abendglocke [Fortsetzung]
Autor: Frey, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

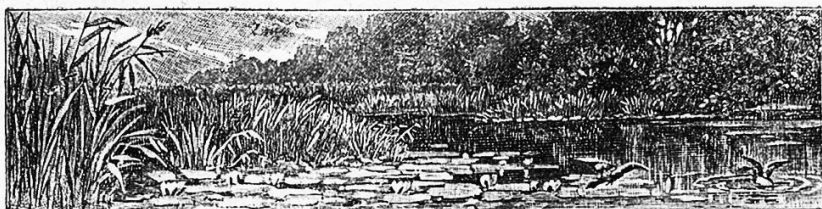
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Auf dem See. *)

Einsam steur' ich meinen Nachen
Auf der seidenblauen Flut.
Nie belauscht' ich solchen Frieden,
Solche Stille, hauchgemieden,
Rein in reinster Berge Hüt.
Still ist meine Seele!

Abendfeierlich Verstummen
Märchenstillter goldner Welt!
Rings von fernen Lebenshören
Nicht ein Laut, das Glück zu stören,
Das im Traum den Atem hält.
Still ist meine Seele!

Alle Schönheit, die versunken
Aus der lichten Tiefe blinkt —
Tiefer scheint sie aufzuglühen,
Daß des Tages letztes Blühen
Wimpervoll mein Auge trinkt.
Still ist meine Seele!

Licht der Himmel, licht die Tiefe
feierlichste Rosenpracht!
Dunkler blaut der Täler Ferne,
Milde blinken erste Sterne,
Selig sinkt die schönste Nacht.
Still ist meine Seele!

Die Abendglocke.

Von Jakob Frey.

(Fortsetzung.)

Eine gute Weile stand er, die Hand über das Päcklein haltend, wie unschlüssig, ob er dasselbe dem Ueberbringer wieder zuschieben oder es an sich nehmen sollte. Endlich tat er das Letztere und fertigte den Knaben mit dem kurzen Bescheid ab, die Sache sei in Ordnung. In Ordnung war sie ihm aber durchaus nicht, und er hatte Mühe genug, die Aufregung niederzuhalten, die sich seiner bemächtigern wollte; denn Meier hatte ihm mit wenigen Dankworten das Darleihen für die Badekur zurückgeschickt. Ernst wußte recht gut, daß der Nachbar jetzt keine Einnahme gemacht und die Summe anderwärts entlehnt haben mußte. Er sah nun wohl auch in Gedanken wieder den langen, vorwurfsvollen Blick, mit dem ihn der Freund gestern Abend im Gespräche angeschaut. „Aber,“ rief er trotzig und überlaut, als wollte er eine andere leisere Stimme übertönen „nicht einmal ein gutgemeintes Wort soll man mehr sagen dürfen! Ist es soweit — meinetwegen.“ Mit diesen Worten warf er das Päcklein,

*) Wilhelm Weigand: In der Frühe. Neue Gedichte broch. 5.35. Verlag Leipzig und Berlin. Georg Heinrich Meyer. Eine poetische Gabe von außergewöhnlichem Werte.

ohne es zu öffnen, zornig in eine Schublade und verschloß dieselbe. Rasch wollte er sich dann der Türe zuwenden, die ins Haus hinauf führte, als von der andern Seite Herr Schrücke durch die Ladentüre trat.

Herr Schrücke war ein Mann in den besten Jahren, wie man zu sagen pflegt, und zudem war er ein gemachter Mann. Als armer Schlucker hatte er vor etwa fünfzehn Jahren ein Notariatsbureau eröffnet; jetzt besaß er vor der Stadt ein neues, stattliches Haus mit prächtigem Garten und fuhr in zierlicher Kalesche seinen Geschäften nach. Offenkundig bestanden diese Geschäfte neben den notariatsmäßigen Berufsarbeiten in etwelchem Güterhandel; es fehlte aber nicht an Leuten, die behaupten wollten, es seien noch ganz andere Geschäfte, durch die Herr Schrücke so rasch sein Vermögen erworben habe, Geschäfte, die nur eine sehr kundige Hand an den Haken und Spizen des Gesetzes vorüberzusteuern vermöge. Doch, wie dem sein mochte, kein Mensch konnte leugnen, daß Herr Schrücke für Abwicklung schwieriger Rechtsverhältnisse alles Vertrauen verdiene und in diesem Punkte manchem gewiegten Advokaten vorzuziehen sei. Solche Geschäfte hatte er seit einiger Zeit auch für das Haus Christoph Ernst besorgt, in welche dieses durch den Bankerott eines ehemals befreundeten Handlungshauses einer Nachbarstadt verwickelt worden war. Der stets höfliche, stets freundliche und dienstbereite Herr Schrücke war dadurch auf der Gunstleiter des Herrn Ernst unvermerktlich Sprosse um Sprosse höher gekommen, und letzterer nahm sogar die Wahrnehmung durchaus nicht übel auf, daß der gewandte Geschäftsmann, der vor einem Jahre Witwer geworden, sich ebenso eifrig und beflissen um die Zufriedenheit seines Töchterleins zu bewerben schien, wie um seine eigene. Es kam ihm dies, obwohl er mit aller Sicherheit auf seine verständige Tochter zählte, um so gelegener, als der junge Eduard Meier die alte Vertraulichkeit, in welcher derselbe von Kindheit auf mit Mina gestanden, immer noch glaubte beibehalten zu dürfen. Diesem Wesen mußte einmal ein gründliches Ende gemacht werden. Ja, wenn Eduard als gemachter Jurist oder Theologe von den fremden Schulen heimgekehrt wäre, Christoph Ernst würde vielleicht ein Auge über die sonstige Ungleichheit der Verhältnisse zwischen den zwei jungen Leuten zugebrückt haben, denn er wußte wohl, daß Mina dem hübschen Burschen von jeher gewogen gewesen; war es ihm doch selbst nicht anders gegangen. Aber jetzt, da Eduard in keinen bürgerlich soliden Schuh taugte und seine Zeit mit Musizieren und sogar mit Versemachen verplemperte, durfte an solche Dinge nicht einmal mehr im Traume gedacht werden.

In diesem Augenblicke war jedoch selbst der freundliche Geschäftsmann dem verwirrten und aufgeregten Herrn Christoph Ernst keine will-

kommene Erscheinung. „Ach ja,“ rief er ihm entgegen, „Sie waren schon gestern Abend hier, Herr Schrücke, — tut mir leid! Aber wenn Sie nicht ganz besonders dringende Mittheilungen zu machen haben, so wollen wir sie lieber auf ein ander Mal versparen; ich bin augenblicklich zu Geschäften gar nicht aufgelegt.“

„Da treff' ich es vielleicht nur um so besser,“ erwiderte Herr Schrücke, sich mit seinem dienstwilligsten Lächeln verbeugend. „Ich muß heute über Land fahren und da wollte ich Sie bloß fragen, ob Sie mir nicht das Vergnügen gönnen möchten, die Schnelligkeit meines neuen Wallachen probiren zu helfen. Das Wetter wäre delizios dazu.“

Herr Christoph besann sich einen Augenblick, indem er an seinem Sammetkäppchen hin- und widerrückte. „Das könnte sich in der That treffen,“ erwiderte er in beistimmendem Tone, „das vertrackte Gelärme und Gehämmer dort drüben hat mich diesen Morgen ohnehin schon ganz konfus gemacht.“

Herr Schrücke blickte nach dem Meier'schen Hause hinüber und sagte dann, seinem ständigen Lächeln einen eigenen Ausdruck gebend: „Ja, ja, da scheint es hoch zu gelten; ich fürchte nur, Ihrem Freunde Meier das Bauvergnügen einigermaßen stören zu müssen. Daß doch die Leute so einfältig sein können und ihr gutes Geld nicht lieber für notwendige und nützliche Dinge verwenden; wie Viele könnten an Ihnen ein gutes Beispiel nehmen, Herr Ernst?“

Dieser schaute den Geschäftsmann mit einem fragenden Blicke an, und Herr Schrücke nickte einverständnisvoll. „Eine neue Lieferung alter Studentenschulden des flotten Herrn Eduard, die ich einkassiren soll,“ wisperte er, mit dem einen Auge zwinkernd, „mir tut nur der brave Vater Meier leid.“

Auch Herr Ernst fuhr mit der Hand rasch nach der Stirne, als ob ihn ein schmerzlicher Gedanke durchzuckte. Nun beruhte er aufrichtig, das Geld von dem verletzten Freunde zurückgenommen zu haben, während es demselben vielleicht augenblicklich eine bittere Verlegenheit hätte ersparen können. Aber noch ehe er mit diesem Gedanken ins Reine kommen konnte, trat ein Laufbursche herein und legte die druckfrische Nummer des heutigen Tagblattes der Stadt auf den Ladentisch. Herr Ernst ergriff das Blatt, um seinen Blick zerstreut über dasselbe hingleiten zu lassen, bis sein Auge plötzlich an einer Stelle haften blieb. „Was,“ rief er unter einem stoßweisen Lachen, nachdem er die Zeilen zwei-, dreimal überlesen, „was steht da? Unsere Abendglocke soll abgeschafft werden?“

Herr Schrücke blickte seinen Geschäftsfreund zweifelnd an, offenbar ungewiß, wie er den Ausruf desselben deuten solle. „Das habe ich schon

gestern Abend gewußt," sagte er zögernd; der Stadtrat hat den Beschluß gefaßt, die alte Torglocke solle mit dem Anfange des künftigen Monats nicht mehr geläutet werden."

"Ja, so steht es hier," murmelte Herr Christoph Ernst, ohne von dem Blatte aufzublicken; „das sei eine alte unnütze Übung, die längst Sinn und Zweck verloren. Da keine Tore mehr vorhanden seien, habe auch niemand mehr nötig, auf den allabendlichen Torschluß aufmerksam gemacht zu werden, und das allein sei ehemals die Aufgabe der Abendglocke gewesen. Unnütze Übung — Sinn und Zweck verloren — nun bei meiner armen Seele, das ist eine schöne Regentenweisheit! Aber wir werden ja sehen, wir werden ja sehen!"

„Gerade das hab' ich auch gedacht," fiel Schrucke nun eifrig ein, „ich kann mir wohl denken, daß die Beseitigung eines so schönen, ehrwürdigen Herkommens nicht so mir nichts, dir nichts hingehen wird. Aber eine gestrige Abendgesellschaft, bei der sich auch der Herr Eduard da drüben befand, hat meine Bedenken als Altweiberklatsch behandelt und mich darüber nicht übel ausgelacht."

„Wir werden ja sehen," wiederholte Herr Ernst drei-, viermal, während er nachdenklich vor sich hinblickte; dann aber fragte er rasch:

„Wann gedenken Sie auszufahren?"

„In einer halben Stunde, in einer Stunde oder auch später," lautete die dienstfertige Antwort, „ganz wie es Ihnen bequem wäre."

„In einer halben," rief Herr Christoph Ernst, indem er sich wieder hoch emporrichtete; ich muß hinaus, ich muß frische Luft haben! Ich nehme Ihre Einladung mit vielem Danke an, Herr Schrucke."

Dieser ging lächelnd und sich verbeugend, um seine Vorkehren zu treffen. Eine halbe Stunde später verließ auch Herr Christoph das Haus, nachdem er mit seiner Tochter noch eine ernste Zwiesprache gehalten. Der schnellfüßige Wallache des Herrn Schrucke hatte die Stadt indessen noch keine weitere halbe Stunde hinter sich, als im Ernst'schen Hause die Tochter in den Laden herabkam, um den alten Ladendiener mit einem Auftrage nach dem Garten hinaus zu senden, der in einiger Entfernung vor dem Tore lag. Sie wollte unterdessen den Laden selbst hüten, sagte sie gleichmütig. Der alte Hans nickte vergnügt und verstoß den Kopf und beeilte sich, dem Befehle seiner freundlichen jungen Herrin nachzukommen; aber kaum war er aus dem Laden, als nun auch schon ein Kunde in denselben trat, ein junger, schöner Mann von schlanker Gestalt und reichem, blondem Gelock um Stirn und Schläfen. Statt jedoch auf ein Schubfach oder einen Warentopf zu deuten, streckte

er seine Hand nach der schönen Ladenhüterin selbst aus, indem er leise rief: „Ich danke Dir, Mina, tausendmal dank' ich Dir.“

„Bleib', bleib',“ sagte das Mädchen mit einem ernstern Blicke und einer abwehrenden Handbewegung gegen den aufgeregten näher Tretenden; „ich konnte Dir diesmal Deine Bitte nicht abschlagen, Eduard; aber nochmals ersuch' ich Dich, laß' in Zukunft das Zeichengeben von Deinem Fenster aus, Du könntest mir nur bittere Unannehmlichkeiten bereiten dadurch, und gewiß ist es das letzte Mal, daß ich mich darum kummere.“

„Verzeih' mir, Mina,“ erwiderte Eduard mit einem Ausdrücke aufrichtiger Betrübniß, „ich konnte nicht anders. Gewiß, ich hätte mich nach Deinem Willen drein ergeben und es zu tragen gesucht, wie es eben gegangen wäre; aber seit der Schrucke fast täglich in Euer Haus kommt — nein, Mina, Du darfst nicht ungerecht sein.“

Um den feinen Mund des Mädchens spielte und bewegte es sich, wie ein himlisches Lächeln, während sie verweisend sagte: „Laß' mir einmal den Herrn Schrucke in Ruh, er ist ein freundlicher, verständiger Mann, und bist Du schon in unangenehme Berührung mit ihm gekommen, so wird es vielleicht mehr Deine Schuld sein, als die seinige. Nein, nein, bleiben Sie jetzt nur noch einen Augenblick junger Herr,“ fuhr sie fort, als Eduard sich hastig nach der Thüre wenden wollte, „das hat man davon, wenn man solchen Brauseköpfen nachgibt und gegen den Willen des Vaters eine Thorheit begeht. Ist es aber einmal geschehen, so höre wenigstens nun noch ein verständiges Wort, Eduard!“

„Sprich,“ rief er leise und tief aufatmend, „ich höre.“

„Also zum letzten Mal,“ fuhr sie ernst fort, „ich darf und werde das Vertrauen meines guten Vaters nicht täuschen. Ich habe ihm, wie Du weißt, versprochen, nie mehr heimlich mit Dir zu verkehren, und Du wirst selbst nicht verlangen, daß ich diesem Versprechen untreu werde.“

„Ach ja,“ entgegnete er bitter, „ich weiß es, Du bist von jeher eine gute und gehorsame Tochter gewesen.“

„Wie das auch nur billig ist gegen einen so liebevollen Vater,“ versetzte sie unerschüttert, während sich doch wieder das heimliche Spiel um ihre Lippen bewegte, „denn sage mir, wie könntest du Du mir vertrauen, wenn ich so ohne alle Noth das Vertrauen meines Vaters mißbrauchte?“

„Oh, um das Vertrauen!“ seufzte der junge Mann.

„Nun wirst Du garstig,“ rief das Mädchen, „und ich sollte Dir im Ernste recht böse sein! Verständige Rücksichten weißt Du ohnehin nicht zu nehmen und glaubst bloß an Dich denken zu dürfen. Hättest Du Deinen Vater mit dem Aufputze des Hauses nicht auch noch ein wenig

hinhalten können, statt ihn zu drängen, vielleicht wäre es mir mit seiner Hilfe gelungen, den meinigen doch noch gelinder zu stimmen. Nun haben sich die beiden alten Freunde überworfен, und an neuem Kummer, der für mich daraus entsteht, wird es nicht fehlen." Sie hatte die letzten Worte in einem weichen, fast wehmütigen Tone gesprochen, und schon wollte Eduard, schnell dadurch versöhnt, etwas zu seiner Verteidigung vorbringen, als sie wieder herber fortfuhr: „Und gestern Abend scheinst Du Dich ebenfalls in einer Weise herumgestritten zu haben, wie ich es von Dir nicht erwartet hätte, Eduard.“

„Ich mich herumgestritten?“ entgegnete der junge Mann überrascht, „da mußt Du mehr wissen, als ich. Einzig gegen die Abschaffung der Abendglocke hab' ich mich mit einigen Bemerkungen herumgestritten, die Euerem Herrn Schrücke samt seinem Schreiber und Paragraphengelichter allerdings nicht besonders zu munden schienen. Was kann ich dafür!“

„Ja, wie das?“ fragte das Mädchen, langsam aufblickend, „wie kam der Streit?“

„Nun,“ antwortete Eduard, „die Herren wußten nicht genug die neue Weisheit eines löblichen Stadtrates zu beloben, der das unnütze Geflingel beseitigt habe, während ich diesen allen Gemüts baren Menschen, denen kein Klang mehr gilt, als derjenige ihrer Taler und Napoleons, freilich ein ander Viedlein sang. Wohl möglich, daß ich dabei etwas warm geworden!“

„Du hast Dich also für die arme Glocke gewehrt, Eduard?“

„Wie wär' das anders möglich gewesen,“ rief er bewegt; „ach Mina, wüßtest Du, welchen Trost, welche süße Wehmut mir diese kleine Glocke gerade in der letzten Zeit so manchmal ins Herz geläutet, wenn sie mich allabendlich erinnerte, wie wir uns als Kinder, vom Spiele müd, bei ihrem Rufe einst gute Nacht gesagt, uns dabei auf den kommenden Tag freuend, der wieder neue Lust und neue Spiele bringen würde. Vorbei! vorbei! Aber, daß ich es nun einmal nicht vergessen kann, wirst Du mir doch nicht zum Vorwurfe machen wollen? Ich habe drum auch diesen Morgen schon ein kleines Lied auf die verstoßene Abendglocke gedichtet, das mir selbst wenigstens einige vergnügte Augenblicke bereitet hat.“

„Hast Du es bei Dir?“

„Ich glaube ja,“ erwiderte der junge Mann, indem er ein zerknittertes Papierchen aus der Tasche zog, „aber Du wirst das Gefrigel nicht lesen können.“

Des Mädchens nahm das Blatt, versuchte es mit ihren zierlichen Fingern ein wenig auszuglätten und setzte sich damit in den Lehnstuhl des Vaters. Lange las sie, und immer tiefer senkte sich das anmutige

Köpfchen sinnend auf das Blättchen nieder. „Und was willst Du mit den Versen anfangen?“ fragte sie endlich leise.

„Oh,“ sagte er, „es kam mir der Gedanke, sie in Musik zu setzen; es klang und tönte mir auch schon beim Niederschreiben derselben etwas wie eine Melodie in den Ohren.“

Mina las die Verse noch einmal und sagte dann, rasch wieder aufstehend: „Tu' das, und wenn Du das Lied fertig gebracht, so möcht' ich wohl versuchen, es einmal zu spielen. Aber noch eines, hat Herr Schrucke gestern Abend der Abschaffung der Abendglocke wirklich das Wort geredet?“

„Ei, warum sollte er denn nicht?“ rief Eduard, „was kann diesen Leuten ein Glockenton zu bedeuten haben? Ich weiß es nur zu gut, sie nehmen sich des Sängersfestes auch bloß an, weil es nun einmal Mode ist und weil sie hoffen, auf der Rednerbühne ihr Maul in patriotischen Redensarten üben zu können; da ist mir der Widerwille Deines Vaters, wenn ich ihn auch nicht begreife, tausendmal ehrenhafter; beruht er doch auf keinem Eigennutz und keiner flinkernden Eitelkeit.“

Mina näherte sich dem jungen Nachbar schweigend, um ihm das Blatt wiederzugeben. Er suchte dabei ihre kleine Hand festzuhalten, aber sie entzog ihm dieselbe, legte dafür rasch ihre beiden Hände über seine Augen und gab ihm einen Kuß auf den Mund. „Jetzt geh,“ rief sie leise, „und tu', was Du nicht lassen kannst!“ Damit wandte sie sich ab und eilte der Seitenthüre zu, die aus dem Laden nach der Wohnung hinaufführte.

Auch Eduard ging, aber seine Füße wankten, und vor seinen Augen floss ein dämmernder Flimmer auf und nieder. Er bemerkte daher auch den alten Ladendiener nicht, der gerade unter dem Torbogen hereinlenkte und dem Davongehenden mit bedächtigem Kopfnicken nachblickte. Als Eduard in sein väterliches Haus eingetreten war, blieb er stehen und legte gleichsam prüfend die Fingerspitzen auf seinen Mund. Wie heiter von jeher auch die Vertraulichkeit gewesen, in der er mit dem schönen Nachbarfinde aufgewachsen, doch hatten sich ihre Lippen bis zu diesem Augenblicke noch nie in einem Kusse berührt. So setzte sich der junge Mann nun, als er sein Zimmer erreicht, wie im Traume an sein Klavier und begann nach den Tönen und Melodien zu suchen, die das Abendglockenlied in seiner Seele angellungen hatte. Er hörte weder den Tageslärm der Straße, noch das Geräusch der Arbeiter vor dem Hause, bis die Abendglocke selbst ertönte und er sein fertiges Lied mit leiser Stimme in ihre verschwebenden Klänge sang.

Mit diesen Klängen, die nun bald auf immer verstummen sollten, war in diesem Augenblicke jedoch nicht bloß der Geist des einsamen

Dichters und Musikers beschäftigt; wie wehmütige Abschiedsgrüße bewegten sie noch gar viele Herzen von einem Ende der Stadt bis zum andern. Als heute Morgen der stadträtliche Beschluß durch das Tagblatt bekannt geworden, hatte er eine allgemeine Ueberraschung hervorgerufen, und Hunderte waren nicht weniger aufgeregt durch denselben als der alte Radenherr am Obertore. Die Abendglocke, mit der man aufgewachsen, die selbst dem Kind schon lange vor jeder Kirchenglocke eine besondere Bedeutung gehabt, die sozusagen zum täglichen Gewohnheitsbrote der Bürgerschaft gehörte, welche wunderliche oder übermütige Laune mochte die Väter der Stadt angewandt haben, als sie dieser Glocke das Todesurteil sprachen!

So tönte es allerwärts, und mancher ehrfame Bürger, der sich um öffentliche Angelegenheiten sonst nie allzuviel bekümmert, rüstete sich nun im Stillen zu einer gehörigen Standrede, die er in seinem gewohnten Abendstuhle gegen die Neuerungen loszulassen gedachte; aber seltsam genug, als die Bürger nun da und dort bei ihrem Abendschoppen beisammen saßen, erzeugte es sich nur zu bald, daß gegen die stadträtliche Schlußnahme, beim rechten Licht betrachtet, eigentlich wenig oder nichts Erhebliches einzumenden war. Von einem praktischen Zweck und Nutzen der Abendglocke konnte wirklich, wie der Stadtrat richtig gesagt hat, keine Rede sein, da sie nicht einmal mehr die allgemeine Feierabendstunde ankündigte; denn diese richtete sich längst vielfach nach den verschiedenen Berufsarten und ihren besonderen Erfordernissen. Höchstens konnte zu ihren Gunsten zugegeben werden, daß sie noch jetzt, wie von Alters her, die auf der Straße tummelnde Jugend nach Hause mahne. Aber welche wohlgeordnete Familie möchte es sich im Ernste nachsagen lassen, sie könne für ihre Kinderzucht der Abendglocke nicht entbehren? Nein, nein, in Wahrheit handelte es sich bei der Abschaffung derselben lediglich um die Beseitigung einer veralteten und unnützen, wo nicht lächerlichen Gewohnheit, denn darauf durfte man sicher rechnen, der Abend kam regelmäßig auch ohne Abendglocke. —

So sprachen die Klugen und Verständigen, und wer wollte sich nicht gerne zu den Klugen und Verständigen gezählt wissen, selbst wenn ihm eine innere Stimme zurief, daß damit doch nicht alles getan sei? Sogar Herr Christoph Ernst erging es nicht viel besser. Von seiner Ausfahrt zurückgekehrt, hatte er sich sofort ins Bierhaus begeben, voll zuversichtlicher Erwartung, es werde dem stadträtlichen Uebermuth dort sein Gehührendes zu Theil werden. Anfänglich hatte er sich auch höflich gefreut über den allgemeinen Unwillen, der sich kund gab; als jedoch dieser Unwille schnell der besonnenen Ueberlegung Platz machte, als die Glockenverteidiger zu

schwanken anfangen und bald, wenn auch nur kopfschüttelnd, gänzlich bestummten, da mußte er sich ebenfalls nicht mehr zu raten und zu helfen und verwirrter, bedrückter als am vorigen Abend schritt er durch die eingebrochene Nacht seinem Hause zu. Aber selbst der Teilnahme bedürftig, drängte es ihn diesmal zur Mitteilung. Nachdem er der Tochter mehr klagend als unwirsch ausführlich erzählt, was ihm begegnet, rief er leise aus: „Und doch, mir ist es, ich müßte mit dem Aufhören der Abendglocke selbst ein ganz neues, mir noch unbekanntes Leben anfangen; der Tag hätte für mich kein Ende und der Abend keinen Anfang mehr, selbst wenn ich, die Uhr in der Hand, mir hundertmal vorsagen würde: mit dieser Sekunde hat das alte Glöcklein sonst seinen ersten Ton erschallen lassen, und mit dieser hat sein letzter ausgeklungen. Ach, Mina, was hat diese Glocke mir so manchmal ins Herz hinein geläutet! Als Deine gute Mutter starb, konnte ich mich unterm Abendläuten oft noch Wochen und Monate lang täuschen, nun werde sich die liebe Stimme auch bald hören lassen, um mich zum Nachteffen zu rufen. Und wie dann Deine zwei Brüder der Mutter nachfolgten, o, mir ist es jetzt noch manchmal, ich höre Euch Kinder unter den letzten Glockenschlägen fröhlich die Treppe hinaufstürmen und das Haus mit Euren kindischen Neuigkeiten erfüllen. Nun sollte das alles mit so manchem andern für immer vorbei sein, sollte mir gleichsam ungefragt aus dem Herzen weggestohlen werden!“

Die Tochter schaute den Klagenden mit feuchten Augen an und sagte dann: „Und hast Du im Bierhause auch von diesen Dingen gesprochen, Vater?“

„Wo denkst Du hin,“ erwiderte er, den Kopf schüttelnd, so etwas gehört doch nicht an den offenen Wirtstisch, vor ganz oder halbfremde Menschen!“

„Du magst Recht haben, Väterchen,“ sagte die Tochter mit beistimmendem Lächeln; aber ein wunderliches Bölllein seid Ihr doch manchmal, Ihr Männer, da entscheidet Ihr am Wirtstische ganz unbefangen über das Los der armen Abendglocke, während doch dort Keiner vorbringen mag, was er etwa zu ihren Gunsten auf dem Herzen trüge. Oder glaubst Du wirklich, es sei noch vielen andern gerade ergangen, wie Dir selbst, das Glöcklein habe nicht auch ihnen schon in mancherlei Lebenslagen, in Freud' und Leid Dinge ins Ohr geläutet, die sie nie mehr vergessen, die sie aber ebensowenig als Du am offenen Wirtstische ausframen können? Oder sagst Du nicht selbst, wie allgemein anfänglich der Unwille über die stadträtliche Schlußnahme gewesen sei? Drum nur Mut, Väterchen, und den rechten Weg gesucht, er wird schon zum Ziele führen!“

Herr Ernst blickte nachdenklich zu seinem klugen Kinde auf und fragte, nicht ohne einen Ausdruck erneuter Hoffnung, ob es nicht vielleicht selbst diesen rechten Weg anzugeben wüßte.

„Nein, im Augenblicke noch nicht,“ erwiderte Mina; „aber so viel ist mir deutlich: was nur in stillen Stunden empfunden und in der Verschwiegenheit des Herzens bewahrt worden ist, darüber läßt sich's nicht auf offener Straße herumstreiten, wie um ein öffentliches, verbrieftes Stadtrecht; das muß wiederum nur in der Stille des Hauses gesucht und besprochen werden. Doch nun, Väterchen, Du bist müde; vielleicht wird Dir der richtige Weg im Traum gezeigt.“ (Schluß folgt.)

ist die Arbeit ein Uebel? *)

Von Prof. E. Bleuler, Zürich.

„Niemand liebt die Arbeit.“ „Ich selbst würde nicht arbeiten, wenn ich nicht müßte“ „Die Arbeit ist an und für sich ein Uebel“, so schreibt Boyd.

So falsch beim genaueren Zusehen jene Behauptungen sich erweisen — (durch mildernde Zusätze werden sie übrigens vom Verfasser selbst noch eingeschränkt) — so ist doch leicht verständlich, woher sie kommen. Es gibt wie andere Abnormitäten auch viele faule Menschen. Es ist auch Niemand immer gleich zur Arbeit aufgelegt; ein Jeder hat, wenn man so sagen will, seine faulen Stunden. Dann kommen die Schwierigkeiten, welche die spezifisch menschlichen Verhältnisse, namentlich die Kultur, den Menschen machen. Während die Arbeit der Tiere gewöhnlich nur in der Befriedigung des augenblicklichen Nahrungsbedürfnisses, manchmal auch noch in Verfertigung der Wohnung besteht, hat der Mensch für eine längere Zeit Fürsorge zu treffen. Bis ins Jünglingsalter — bei vielen Berufen noch über dieses hinaus — muß er lernen, das heißt, Arbeit verrichten, die ihm direkt keine Früchte und deswegen wenig momentanes Vergnügen bringt. Im erwachsenen Alter kann und muß ihn eine Arbeit nicht nur am gleichen Tage ernähren, sondern er muß Vorräte oder Ersparnisse ansammeln, um auch in schwierigen oder ganz verdienstlosen Zeiten sein Leben fristen oder seinem schwächeren Nächsten aufhelfen zu können u. dergl. Von den Tieren gehen durch den Mangel an Voraus-

*) Gegenbetrachtungen zu der Grundauffassung in Hamilton Boyds Plaudere über „Arbeit und Erholung“, Heft 6 und 7. Red.